

Zeitschrift: Profil : sozialdemokratische Zeitschrift für Politik, Wirtschaft und Kultur
Herausgeber: Sozialdemokratische Partei der Schweiz
Band: 53 (1974)
Heft: 6

Nachruf: Dogmatiker oder unabhängiger Denker? : zum Gedenken Konrad Farners
Autor: Böni, Otto

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 01.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Dogmatiker oder unabhängiger Denker?

Zum Gedenken Konrad Farners

«Könnt' ich Magie von meinem Pfad entfernen,
Die Zaubersprüche ganz und gar verlernen,
Stünd' ich, Natur, vor dir allein,
Da wär's der Mühe wert, ein Mensch zu sein.»

Dies war eines der Lieblingszitate des alternden Konrad Farner. Wie Goethes Faust war er von dem Wunsche beseelt, den uns umgebenden Magieschleier herunterzureissen, das wahre Gesicht der Welt zu erkennen. Sein Werk hatte erst bei wenigen die verdiente Beachtung gefunden, als er am 10. April im Zürcher Kantonsspital in seinem 71. Lebensjahr starb. Sein Leben war durch unzählige gesellschaftliche wie private Hochs und Tiefs geprägt. Ganz besonders hart griff die gesellschaftliche Realität in den Jahren unmittelbar nach 1956 in sein Leben ein. Es bedurfte einer starken Persönlichkeit, um mit den Widerwärtigkeiten jener Jahre fertig zu werden. Andererseits dürften ihn die letzten Lebensjahre etwas für die erlittene Unbill entschädigt haben, denn endlich – wenn auch fast zu spät – war ihm ein bescheidener Durchbruch gelungen. Plötzlich war Farner gefragt, er wurde zitiert und publiziert, er fand öffentliche Anerkennung und wurde sogar in bürgerlichen Zeitungen, für die er noch vor wenigen Jahren absolut inexistent war, gewürdigt. Möglicherweise verdankt er einen Teil dieser plötzlichen Anerkennung seinem Austritt aus der PdA im Jahre 1969. Er wandte sich damals enttäuscht von der Sowjetunion ab, der er jahrzehntelang die Treue gehalten hatte. Gleichzeitig glaubte er, hoffnungsvolle Anzeichen für ein neues, humaneres Menschenbild im China Maos zu erkennen. Wäre dies der massgebende Grund für Farners Durchbruch gewesen, so würde dies bedeuten, dass unsere herrschende Gesellschaft sich von einer echten Ausstrahlung, und käme sie auch nur von einer zahlenmässig so kleinen Gruppe, wie sie die PdA darstellt, fürchtet, während sie keine Angst hat, dass der Maoismus bei uns auf fruchtbaren Boden fällt.

Es soll nun vorerst der Versuch gemacht werden, einerseits das Verhältnis der Gesellschaft zu Farner nach 1956 und andererseits dasjenige von 1969 bis zu seinem Tode zu umschreiben.

Jahre der Ächtung

Was sich in den Jahren 1956/57 in der Schweiz abspielte, offenbarte mit erschreckender Deutlichkeit, wie wenig das Demokratieverständnis in unserem Lande entwickelt ist. Höhepunkte der beschämenden Vorfälle, die der militärischen Intervention der Sowjetunion in Ungarn folgten, waren

die Exzesse um Konrad Farner in Thalwil, die Pogromstimmung auf dem Bahnhof Enge nach Rückkehr der Schweizer Teilnehmer am Jugendfestival in Moskau und die Kommunistenjagd in der deutschen Schweiz, die auch vor den Kindern der PdA-Funktionäre nicht halt machte. Die zum Teil wohlorganisierte Hexenjagd wurde von unserer demokratischen Presse nicht etwa an den Pranger gestellt, sondern vielmehr von ihr angeheizt.

Zwei Dokumente beweisen unter anderem, dass Andorra auch in der Schweiz liegen könnte. Das eine ist der Roman von Walter Matthias Diggelmann «Die Hinterlassenschaft» und das andere der als Separatdruck veröffentlichte offene Brief Konrad Farners vom August 1957 an den damaligen Chefredaktor der «Neuen Zürcher Zeitung», Nationalrat Willy Bretscher. Darin wird der Nachwelt überliefert, was sich nach dem Oktober 1956 abgespielt hatte. Für Konrad Farner überstürzten sich die Ereignisse nach dem 13. November 1956, als die so liberal geltende «NZZ» in einem Hetzartikel den Namen Farners und – man höre und staune – seine genaue Wohnadresse publizierte. Täglich wurde von nun an vor seinem Haus in Thalwil demonstriert, gepöbelt, Unrat abgeladen, Steine geschmissen und anderes mehr. Die Manifestanten kamen nicht nur aus Thalwil, sie reisten auch aus der näheren Umgebung einzeln an und – wer wäre da nicht an braune Zeiten erinnert – wurden von rührigen Helfern gleich mit Bussen von Zürich nach Thalwil gebracht. Farner konnte sich zum Schutze seiner Familie und seines Hauses, das zeitweise einer Festung glich, nur auf ganz wenige Getreue stützen. Die Wut des Pöbels erhielt durch das mutige Verhalten dieser Freunde Farners neue Nahrung. Man versuchte, ihre Namen zu eruieren, um sie durch Denunziation beim Arbeitgeber brotlos zu machen. Man beschädigte ihre Fahrzeuge und scheute nicht davor zurück, in verbrecherischer Weise die Räder eines Motorrades zu lockern. Das Leben in Thalwil wurde für die Familie Farner zur Hölle. Sie konnte im Ort nicht mehr einkaufen, der Zahnarzt verweigerte die Behandlung, überall wurde sie angepöbelt. Den Kindern wurde in der Schule mit aller Härte und Gemeinheit bewusst gemacht, dass ihr Erzeuger ein Geächteter, ein Volksfeind war. Die «Aktion Frei sein» verteilte Flugblätter gegen Farner mit dessen Passphoto. Im Garten des Nachbarn wurde eine grosse Tafel einbetoniert, auf der zu lesen war: «In dieser Strasse wohnt ein Dr. Konrad Farner, der die kommunistische Tyrannei in der Schweiz errichten will. Er und wer mit ihm verkehrt, sei von allen Freiheitsliebenden verachtet.» Es wurde direkt zur Sippenhaftung aufgerufen: «Kein aufrechter Thalwiler soll ihn grüssen, keine aufrechte Thalwilerin ihn und seine Familie in den Läden von Thalwil bedienen.» Farner, der stets nur mit der Feder gekämpft und sich nur Kraft seiner Worte Geltung verschafft hatte, war gezwungen, zur physischen Selbsthilfe zu greifen. In realer Einschätzung seiner körperlichen Kräfte verliess er sich nicht auf seine Fäuste, sondern trug als Waffe stets eine Pfefferdose bei sich.

Der Durchbruch

Am 1. Juli 1973 feierte Konrad Farner seinen 70. Geburtstag. Mehrere in- und ausländische Gazetten schenkten seinem Ehrentag die verdiente Aufmerksamkeit, so unter anderem die Basler «National-Zeitung». Neben einem Beitrag des Geburtstagskindes, der sich mit dem Realismus in der bildenden Kunst befasste, enthielt die Ausgabe vom 7. Juli 1973 eine Würdigung des Publizisten und Redaktors Karl Kränzle, in der dieser die Unabhängigkeit des Denkens und das Anregende des Geistes bei Farner herausstrich. Der Zürcher Kunst- und Literaturkritiker Fritz Billeter versuchte aufzuzeigen, dass es Farner, den die bürgerliche Presse paradoxerweise stets als kommunistischen Dogmatiker verketzerte, in seinen kunsthistorischen Arbeiten stets mehr darum ging, Fragen aufzuwerfen, als Antworten zu geben. Er bezeichnete ihn daher richtigerweise als einen Fragenden, der bei seinen Lesern den Wunsch nach Veränderung zu wecken versuchte. Der Prager Theologe Jan Milic Lochmann gab seinem Aufsatz den Titel «Ein Verbündeter» und berichtete darin von einer Begegnung mit Farner in den spätern fünfziger Jahren. Farner hielt damals auf Einladung von Professor Hromodka einen Vortrag im Prager Hus-Seminar der evangelischen Theologen. Er bekannte sich dort als radikaler und revolutionärer Sozialist. Ein Anliegen stellte er stets in den Vordergrund: «Das kommunistische Erbe im Marxismus und im Christentum, also die Frage nach brüderlicher Gemeinschaft der Menschen im wirtschaftlichen, kulturellen und auch im kirchlichen Bereich.» Eine Woche später, am 14. Juli 1973, war es der Schriftsteller Hugo Löetscher, der es verstand, im «Tages-Anzeiger-Magazin» in einem grösseren Bildbericht recht umfassend die Persönlichkeit dieses «ungewöhnlichen Marxisten» darzustellen. Farners Weg vom jungen Luzerner Snob, der sich bereits mit 16 Jahren eine Maitresse halten konnte, bis zum bewussten Wegbereiter des Marxismus wird darin mit grossem Einfühlungsvermögen gestaltet, wobei der Autor mit treffenden, spritzigen Anekdoten aus Farners Leben nicht spart.

Als Farner neun Monate später starb, durchbrach selbst die «Neue Zürcher Zeitung» ihr Tabu und veröffentlichte, um ihrer Informationspflicht zu genügen, eine kurze Meldung der Depeschenagentur über dessen Tod. Die Basler «National-Zeitung» gedachte Farners am 13. April mit einem grösseren Beitrag des Berner Schriftstellers Sergius Golowin. Gleichzeitig veröffentlichte sie einen Aufsatz Farners über ein um 1655 entstandenes Bild Frans Hals. Im «Tages-Anzeiger» gedachte wiederum Fritz Billeter seines «Lehrers», indem er die beiden wohl bedeutendsten Leistungen Farners, seinen Dialog mit den Christen und seine Denkanstösse für die Kunstwissenschaft, herausstrich. Etwas kläglich fiel die Würdigung des verstorbenen Marxisten und Kommunisten im «Vorwärts» aus, also der Zeitung, die Farner über Jahre durch äusserst lesenswerte Arbeiten bereichert hatte. Die Frage drängt sich unwillkürlich auf: Ist dies der Dank für den Genossen, der der Partei der Arbeit und ihrer Kulturorganisation die

Säle gefüllt hatte? Welches Gewicht erhält dieses Schweigen angesichts der Tatsache, dass im «Echo der Zeit» von Radio Beromünster eine Gedenkrede des Berner Pfarrers und Schriftstellers Kurt Marti mit folgenden Worten angekündigt wurde: «... einer der bedeutendsten und eigenwilligsten Köpfe des europäischen Geisteslebens.»

Biographische Notizen

Konrad Farner wurde 1903 als Sohn einer gutbürgerlichen, alten Zürcher Familie in Luzern geboren. Der Erste Weltkrieg bedeutete für den ohne materielle Sorgen aufgewachsenen, verwöhnten Bürgerssohn in zweifacher Hinsicht eine Zäsur. Einerseits wurde er durch den Bankrott seines Vaters, eines renommierten Bergstrasseningenieurs, plötzlich mit der harten Wirklichkeit des materiellen Seins konfrontiert, und andererseits lenkte die Brutalität des Krieges seine geistige Entwicklung in neue Bahnen. In diesen Jahren übten vor allem zwei Schriftsteller starken, anhaltenden Einfluss auf ihn aus: das Werk Romain Rollands und der Antikriegsroman «Das Feuer» von Henri Barbusse. Auf der Suche nach Lösungen der von diesen beiden Humanisten aufgeworfenen Fragen entdeckte er Lenin, dessen Schriften für ihn zum Rüstzeug auf dem Weg zu einem bewussten Sozialisten wurden. Auch später hatte Farner nie den bestimmenden Einfluss Lenins, des grossen Führers der russischen Revolution, verleugnet. Bereits 1923 wurde Farner Mitglied der Kommunistischen Partei der Schweiz.

Farner studierte Staatswissenschaft, Kunstgeschichte und Theologie und doktorierte mit der Arbeit «Christentum und Eigentum bis Thomas von Aquin». Obwohl Farner sein ganzes Wissen und Können in den Dienst der Arbeiterklasse stellte, konnte er nie seine bürgerliche Herkunft verleugnen. Schon rein äusserlich blieb er der immer korrekt angezogene Bürger. Gegen Unordentlichkeit in der Kleidung reagierte er ebenso untolerant wie gegen Verstösse gegen den Knigge. So konnte er beispielsweise lauthals seiner Empörung Ausdruck geben, wenn im Restaurant jemand gegen die Tischsitten versties, indem er den Salat mit dem Messer bearbeitete. Auch sein Verhältnis zum Geld wurde von den ihn verehrenden Arbeitern nicht immer verstanden. Mehrmals wurde für den immer in finanziellen Schwierigkeiten steckenden Farner, der allerdings in einem reich mit Kunstgegenständen und Büchern versehenen Bürgerhaus wohnte, Geld gesammelt. Daran beteiligten sich, als es gesellschaftlich nicht mehr so anstössig war, auch renommierte Schriftsteller und Journalisten. Doch viele, die mit kleinen Beträgen ihre Solidarität mit Farner bekundeten, konnten nicht verstehen, wenn dieser dann damit «gut bürgerlich» umging, in teuren Restaurants ass und wertvolle Kunstgegenstände renovieren liess.

Farner hat in seinem abwechslungsreichen Leben auf verschiedene Art sein Brot verdient: als Grafikexperte für Auktionshäuser, als Buchantiquar, als Innenarchitekt für Neureiche, die sich nach dem Stil des 18. Jahrhunderts einrichten wollten und ihrem Geschmack nicht trauten, als Her-

ausgeber von Buchreihen, so der Sammlung «Klosterberg» (Schwabe Verlag) und der Reihe «Mensch und Gesellschaft» (Francke Verlag). Letztere sollte eine echte weltanschauliche Diskussion einleiten mit bedeutenden bürgerlichen und marxistischen Autoren wie Croce, Schumpeter, Amonn und dem damals unbekannten Emigranten Leo Kofler, der unter dem Pseudonym Warynski ein grundlegendes Werk publizierte. Später war Farner führend an der Herausgabe der Reihe «Erbe und Gegenwart» (Mundus Verlag) beteiligt, die ebenfalls einen inzwischen berühmt gewordenen Emigranten, nämlich Hans Mayer, zu Worte kommen liess. In dieser Reihe erschienen auch zwei eigene Werke Farners, so die von ihm selbst in den letzten Jahren als zu positiv gewertete Einschätzung Hans Ernsts und ein Büchlein über die Photomontagen von John Heartfield.

In der Gewissheit, dass ein Marxist, und sei er noch so fähig (der Fall Valentin Gitermann ist dafür ein klassisches Beispiel), an einer schweizerischen Universität nie einen Lehrstuhl erhalten würde, überlegte sich Farner nach Kriegsende die Übersiedlung nach Ostdeutschland, von wo er verschiedene Angebote erhalten hatte. Die Tatsache, dass ein schöner Teil seiner riesigen Bibliothek über Monate, wenn nicht über Jahre in Kisten verpackt in Schaffhausen zum Transport bereitlag, beweist, dass er diese finanziell sicher verlockenden Angebote ernst nahm.

Farners Verhältnis zu den sozialistischen Staaten war sehr ambivalent. Einerseits war er genügend Realist, um – sehr zur Empörung der PdA, deren ZK-Mitglied er über lange Zeit war – zu erkennen, dass dort ein Meinungsterror herrschte und Unbotmässige in Konzentrationslagern verschwanden. Andererseits war er von dem Neuem und dem Geschaffenen dermassen beeindruckt, dass er sich auch zu unverständlichen Lobhudeleien hergab. Es sei nur an das Tagebuch seiner Moskau-Reise von 1953 erinnert oder an seine Rede zum 70. Geburtstag Stalins. Er forderte damals die Anwesenden auf, sich zu Ehren Stalins zu erheben, denn dessen Leben sei erfülltes Vorbild, seine Lehre kluge Wegweisung, seine Tat kühne Verwirklichung, «und Leben, Lehre und Tat bilden eine selbstverständliche Einheit». Farner sah wohl ein, dass ihn eine Übersiedlung nach Ostdeutschland zwar von materiellen Sorgen befreit hätte, aber dass ihn seine wissenschaftlichen Arbeiten, sein Infragestellen und sein oft sehr undogmatisches Suchen in Schwierigkeiten gebracht hätten. Er musste erkennen, dass ihm ähnliche Wissenschaftler wie Hans Mayer, Ernst Bloch, Leo Kofler und andere mehr in der DDR immer mehr isoliert wurden. Seine Kontakte beschränkten sich daher auf seine Mitarbeit an der bedeutendsten Kulturzeitschrift der DDR, «Sinn und Form». Doch als 1962 der feinfühligste Lyriker Peter Huchel als deren Chefredaktor ausgebootet wurde, zog Farner Konsequenzen. Erst wieder 1966 erschien darin als Nachdruck eine nicht sehr überzeugende Auseinandersetzung mit Max Frischs «Gantenbein». Farner hatte seine Brücken zu den sozialistischen Staaten fast abgebrochen, als er im Jahre 1969 nach 46jähriger Mitgliedschaft (KPS und

PdA) seinen Austritt aus der Partei der Arbeit gab. Er erklärte damals: «Die Partei der Arbeit ist meines Erachtens unfähig, radikale Fragen zu stellen und radikale Antworten zu geben; sie ist Opportunismus und Revisionismus.»

Farner engagierte sich besonders in Fragen der Kunst und in seinen Bemühungen um ein Gespräch mit dem Christen. Er beschäftigte sich aber auch intensiv mit der Schweizer Geschichte. So zeichnete er als Mitverantwortlicher für eine 1948 anlässlich der Jahrhundertfeier des Bundesstaates im Zürcher Helmhaus durchgeführte Ausstellung. Diese von seiner Weltanschauung geprägte Schau veranlasste einen inzwischen zu Ansehen gelangten «NZZ»-Redaktor und Gemeinderat im Parlament zu intervenieren. Ein Gutachten von Professor von Salis und die Reaktion des Publikums erteilten dem Interpellanten eine Abfuhr, die er nie ganz verschmerzen konnte. 1951, anlässlich der 600-Jahr-Feier von Zürichs Eintritt in den Bund, hielt Farner eine Rede, die später im Selbstverlag erschien und deren Restbestände 1956 vom randalierenden Pöbel verbrannt wurden. 1971 erschien dann diese Rede überarbeitet in Form eines Essays in Neuauflage.

Das Spezialistentum lag Farner fern. Er besass eine universale Bildung und verstand es auch, mit einfachen Formulierungen seine grossen Kenntnisse an ein Arbeiterpublikum weiterzugeben. Er war im wahrsten Sinne ein Vermittler und Lehrer.

Farners Kampf um einen wirklichen Realismus

Farners besondere Liebe galt der Kunst. Seine Anschauungen standen jedoch oft im Widerspruch zur offiziellen Kunsttheorie der kommunistischen Parteien. Ursprünglich war seine Opposition gegen den sogenannten sozialistischen Realismus äusserst bescheiden. So mokierte er sich lediglich über den Puritanismus in der sowjetischen Kunst. Den heftig diskutierten Roman «Fern von Moskau» stempelte er zum «Roman ohne Unterleib» und machte sich lustig über das Verschwinden des nackten Menschen aus der sowjetischen bildenden Kunst. Heute muten diese Kritiken möglicherweise lächerlich an, damals schlossen sie jedoch die Gefahr in sich, aus der verschworenen Gemeinschaft der Kommunisten als räudiges Schaf ausgeschlossen zu werden. Später, im Jahre 1955, verteidigte Farner dann in der von der PdA herausgegebenen Zeitschrift «Sozialismus» gewisse Formexperimente und kritisierte die im Rahmen des sozialistischen Realismus propagierte «Volksverbundenheit». Dies hatte zur Folge, dass er der Abkehr vom Marxismus beschuldigt wurde. Seine für «Sinn und Form» geschriebene Arbeit über den «Aufstand der Abstrakt-Konkreten» wurde abgelehnt. Erst 1960 fand er dafür einen linken westdeutschen Verlag und später wurde diese Arbeit selbst von Luchterhand neu aufgelegt. Auch darin vertrat er seine Grundthese: Die bürgerliche Malerei hat ihren Inhalt verloren, macht aber in der Gestaltung immer neue prüfenswerte Experimente. Der sozialistische Realismus hat zwar einen neuen vom Marxismus

erstrebten Inhalt erarbeitet, gestaltet diesen aber mit veralteten Formen. Unser verkommerzialisierte, vertechnisierte Welt kann aber nur in einer ihr entsprechenden Form wiedergegeben werden. Wegweisend waren für Farner die italienischen Neorealisten wie Guttuso und Mucchi sowie die Lateinamerikaner Rivera, Orozco und Siqueiros. Um in seinen Studien um Form und Inhalt neue Akzente zu setzen, befasste er sich immer wieder intensiv mit Hodler und Goya und schrieb am Beispiel der Entwicklung von Gustave Doré eine grossartige, fundamentale Kulturgeschichte des 19. Jahrhunderts. Er setzte sich aber auch mit der modernen Kunst auseinander. Ausgehend von den Formexperimenten der russischen Abstrakten wie Kandinsky, Malewitsch, Lissitzky und Tatlin beschäftigte er sich mit Hans Erni, Max von Moos, Max Bill und Pablo Picasso. Eine sozialistische, marxistische Kunsttheorie wird in Zukunft auf die Denkanstösse Konrad Farners nicht verzichten können.

Der Anreger zum christlich-marxistischen Dialog

Farner suchte den Dialog mit dem Christen bereits zu einem Zeitpunkt, als andere, die heute zu den grossen marxistischen Dialogpartnern zählen, diesem Thema noch keine oder nur wenig Beachtung schenkten, so zum Beispiel der marxistische französische Philosoph Roger Garaudy. Immer wieder wurde Farner zu Gesprächen mit Christen eingeladen. So referierte er schon 1951 anlässlich einer Tagung des protestantischen Pfarrkapitels in Horgen über die «Weltanschauung und Geschichte des Marxismus». Im Jahre 1954 versuchte er im Rahmen der christlichen Friedenswoche in Zürich, die Gemeinsamkeiten von Christ und Kommunist herauszuarbeiten. Seine Kontakte zu prominenten Wortführern der verschiedenen christlichen Glaubensbekenntnisse wurden im Laufe der Jahre immer intimer. Besonders stark verbunden fühlte er sich den Theologen Karl Barth, Fritz Lieb, J. L. Hromadka und J. M. Lochmann. Im katholischen Lager waren es Jesuiten und Dominikaner, die zu seinen ständigen Gesprächspartnern zählten. Das Resultat dieser Kontakte hielt Farner in der 1958 entstandenen Schrift «Fragen und Frager – Christ und Marxist heute» fest. In all seinen Arbeiten und Gesprächen ging es ihm nie darum, Schuldige zu finden, dem Trennenden Gewicht zu verleihen, sondern vielmehr darum, das Verbindende herauszuschaffen. Das Missionarische lag ihm fern, er wollte nicht bekehren, sein Wunsch war es, «dass der Christ Christ bleibe und ein noch besserer Christ werde, dass der Marxist Marxist bleibe und ein noch besserer Marxist werde». Farners Anliegen war eine Veränderung der gegenwärtigen für Christen und Marxisten unbefriedigenden Gesellschaftsordnung, und um dies durchzusetzen, braucht sowohl der Marxist den Christen als auch der Christ den Marxisten. Es gibt Anzeichen dafür, dass Farner in diesen Fragen Wegbereiter und Pionier einer weltweiten Bewegung gewesen war, denn immer mehr werden ihnen von beiden Seiten Beachtung geschenkt, und der Dialog, der bisher nur auf höchster intellektu-

eller Ebene geführt wurde, greift allmählich auch auf die Basis über. Seine Auswirkungen sind vor allem in Lateinamerika bereits sichtbar, wo im Sinne Konrad Farners der christliche Priester und der marxistische Revolutionär Seite an Seite gegen Diktatur und soziale Ungerechtigkeit kämpfen.

Zu den Urgrundlagen der Marxschen Theorie gehört die Lehre nicht nur vom zu erreichenden Menschentum, sondern auch vom entfremdeten Menschentum. Marxismus ist nicht nur Humanismus, sondern auch Kritik an der bisherigen humanistischen Tradition, weil diese nicht genügt. Ich verstehe als tiefsten Sinn der Marxschen Lehre: Der Menschen soll danach suchen, alle Formen der Entfremdung zu überwinden. *Dann ist die Geschichte der Lehre von der Erbsünde und von der Aufklärung, von Augustinus bis Kant, natürlich die sehr authentische Vorgeschichte dieser Suche.*

Prof. Milan Machovec in «Neues Forum»

Sagen wir es einmal ganz nüchtern und ohne uns davor zu drücken: *diese Jenseitigkeit der letzten christlichen Hoffnung hat die Gefahr in sich, die Aufgaben dieser Welt nicht ganz ernst zu nehmen, sich mit der Misere des Daseins abzufinden, über die Armen, die sich selbst Entfremdeten, die Ärmsten hinwegzusehen.* Diese Gefahr ist selbstverständlich da, und das Christentum ist ihr de facto immer wieder verfallen.

Deswegen bedarf es einer dauernden selbstkritischen Arbeit, das sagt uns Herr Machovec ganz mit Recht, das kann man nur akzeptieren. Und wenn vieles, was das Christentum *hätte* tun sollen, in der jungen, lebendigen Bewegung des Marxismus *de facto* getan worden ist, dann müssen wir – ich weiss nicht, was wir anderes tun sollen – das als Mea culpa des Christentums wirklich eingestehen. Wir können hier nur sagen: wir müssen lernen, und wir müssen in diesem Sinne einen sich so verstehenden Marxisten nur unterstützen. Das muss gesagt werden.

Prof. Karl Rahner in «Neues Forum»
